

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 14 (1924)
Heft: 39

Artikel: Joggelis Sense [Schluss]
Autor: Marti, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-644068>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 39 – XIV. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werber, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 27. September 1924

Herbst.

Von Franz Leonhard.

Längs der Straße.

Die Herbstzeitlose streckt das lila Köpfchen
Aus regenfeuchtem Gras empor zum Licht,
Häuft auch der Wind um sie die toten Blätter,
Sie kümmert's nicht.

Die Zeit, wo alles stirbt ist für sie Frühling,
Gleich auf den Frühling folgt für sie der Tod,
Sie ahnt es nicht und freut sich ihres Blühens
Ganz sonder Not.

Ein Mädchen faust auf ihrem Rad vorüber,
Mit roten Aftern hat sie's fein geschmückt,
Spürt nicht den Todeshauch der Gräberblumen
Und ist beglückt.

Der Herbstwind zaust in ihren blonden Locken,
Sie jauchzt in's All, ihr ist's ganz einerlei,
Beginnt auch überall das große Sterben,
Für sie ist's Mai.

Waldeinsamkeit.

Still ist der Wald, nur leises Vogelzwitschern
Klingt irgendwo von einem fernen Baum,
Und in den Blätterkronen leises Klüffern
Als wie im Traum.

Grün ist noch alles und nur ganz vereinzelt
Ein gelbes Buchenblatt fällt lautlos ab,
Es kehrt zurück zur guten Mutter Erde
In's stille Grab.

Eichkäschen zieht im Spiel durch alle Wipfel,
Sein „Tischlein deck dich“ steht im Laub bereit,
Weiß sich in hohlem Stamm ein mollig Pläschen
Für Winterszeit.

Unflätig krächzend fliegt ein alter Rabe
Hoch in den Lüften und äugt scharf um sich:
„Spring nur, du Rotpelz! Gibt's erst nichts zum Beißen,
Dann hol' ich Dich“.

Joggelis Sense.

Erzählung von Ernst Marti.

VII.

Der Hornung des Jahres 1829 brachte eine strenge Kälte, die auf einsamen Landstraßen manchem Reisenden gefährlich wurde und sogar Todesopfer forderte. An einem dieser Tage rutschte ein Schlitten durch das Murtentor in die Stadt Bern. Der Wächter rief den ihm bekannten Lenker an, „Was hast du da geladen, Kunz?“

„Eine Bettelfuhr“, lautete die verdrießliche Antwort. Langsam trottete der magere Gaul seinen Weg und bog in die Inselgasse ein. Vor dem Tor des langgestreckten Spitalgebäudes gab es Halt. Eine Glocke tönte durch den Gang. Zwei Wärter kamen heraus und wickelten aus Säcken und Kopfbeden einen Mann in fremdländischer Uniform, dessen Körper ganz steif war, so daß unter den Neugierigen lebhaft verhandelt wurde, ob der Unglückliche tot oder nur vom Frost erstarrt sei.

Drinnen wurden Belebungsversuche gemacht, die gelangen. Der Söldner, ein Bursche von etwa dreißig Jahren, erholte sich soweit, daß er Auskunft geben konnte. Aber bei der ersten gründlichen Untersuchung schüttelte der Inselearzt den Kopf und erklärte nachher: „Der Mann hat nicht nur von der Kälte gelitten; er hat ganz verdorbene Säfte und ist in allen Teilen breihaft; noch ein paar Wochen, dann wird es aus sein mit ihm.“

Auch der Spitalprediger nahm sich des Verlorenen an und sorgte auf dessen Wunsch durch ein Schreiben an seinen Amtsbruder in der Heimatgemeinde angelegentlich dafür, daß die Angehörigen Nachricht erhielten.

Gut vierzen Tage später, an einem Dienstag, saß in dem schmalen, tiefen Krankenzimmer ein Besuch neben dem Bett des Soldaten. Es war ein altes, schittertes Guggisberger Mannli. In den langen Pausen zwischen den Gesprächen

hielt es in der zitternden Linken den abgekehrten Arm des Kranken und streichelte ihn mit der Rechten. Dazu bewegten sich die Lippen langsam und murmelten die Frage des Heidelbergers von dem einzig gewissen Troste. Kein Vorwurf kam aus dem Munde des Vaters, der seinen Sohn verkommen und elend vor sich sah.

Sin und wieder hauchte dieser im Fiebertraum zusammenhanglose Worte: Von der längst verstorbenen Mutter, von Kameraden, vom Scheidwald und dem Kindheitsreich der Sensenflühe, an denen er als Knabe herumgeflettert war.

Inzwischen trat der Wärter ein und übergab dem Vater den Tornister des Pfleglings. Da richtete sich der Todestante in krampfhafter Bewegung auf, griff nach dem Ausrüstungsstück und suchte hastig nach etwas, das ihm wichtig zu sein schien.

Nach einigem Tasten zog er ein längliches, schmales Päcklein hervor; er schlug die Tuchhülle auseinander und faßte behende den Griff eines sorgfältig gepuzten, blinzelnden Dolches.

Entsetzt starrten die Kranken in den andern Betten auf die Mordwaffe; der Wärter nahm eine kampfbereite Ausrüstung ein, um dem Kriegsmann in den Arm zu fallen, wenn dieser eine Tat der Rache oder der Verzweiflung im Schilde führen sollte.

Nur der Vater erschrak nicht; er beugte sich über den Sohn, der wieder in die Kissen zurücksank, und fragte milde: „Was willst mit dem, Soggeli?“

Heißer Fieberhauch trug die Antwort an das Ohr des Greisen: „Diesen Stahl... den habe ich... hat er mir... weißt du, der Werber... eingetauscht gegen die Sense... dort im Keller...“

Nun schlossen sich im Hirn des Armen Erinnerungen von jenem Unglückstag her mit grausamer Deutlichkeit aneinander: „Mädeli war auch dort vor dem Kornhaus.“

„Welches Mädeli?“

„E, des Sigristen Meitschi... Lebt es noch?“

„Soviel ich weiß; es ist verheiratet, unterher Bern.“

Soggeli wurde nun etwas ruhiger und tat ordentlich klar einen Wunsch kund: „Dieses Mädeli muß ein Andenken von mir haben, aber ich bin ein armer Tropf, besitze nichts als einige Lumpen... und den Dolch... Metti, gelt, den bringst du ihm!“

Scheidwald-Uli wandte sich kopfschüttelnd gegen den Wärter: „Er ist ganz verirret“, nachher an den Sohn: „Aber Soggeli, was wollte ein Weibervolk mit dem Dolch anfangen?“

„Es soll ihn nur einmal anschauen... lieb... so lieb, als es kann, und für eine arme Seele beten und dann mit ihm machen, was es will.“

Ein paar Stunden nachher wurde Soggelis Leiche hinausgetragen und am nächsten Dienstag beerdigt. Der Sarg wurde durch das Marktgewühl getragen; nachher traf der Vater Bekannte aus dem Guggisberg an, die ihm den Weg zu Mädeli ungefähr weisen konnten. Er machte sich sofort auf, das seltsame Geschenk zu überbringen, und als die Bedachte zuerst die Annahme verweigern wollte, bat er treuherzig: „Unterziehe dich, tu' dem Soggeli den letzten

Willen; es könnte ihn sonst plagen, und er hat die Ruhe nötig... Gott wolle ihm die Fehler vergeben!“

* * *

Endlich wurde die Tyrannei des Winters gebrochen, und es kam eine Zeit, in der jeder Tag eine neue Freude bescherte.

Liseli brachte vom sonnigen Waldrand ein Sträußlein Veilchen heim; um das Brünnelein, dessen Zugang wochenlang halsbrecherisch gewesen war, schmolz das Eis; dann kam ein warmer Tag, an dem die Kinder ihre durchgetretenen Schühlein unter den Ofen warfen, um mit unbeschwerten Füßlein davonzuspringen. So war für die Eltern eine Sorge bis in den Spätherbst gebannt. Der Vater verfolgte mit Spannung das einstweilen noch schüchterne Wachstum des Grases. Wie sollte er aber mähen ohne Werkzeug? Geld zu Anschaffungen war augenblicklich nicht vorhanden. Er trug sich mit dem Gedanken, bei dem Nachbar das Fehlende zu entlehnen... Die Hühner konnten wieder nach Futter scharrten und fingen an zu legen. Als das Kirschgrätli auf dem Küchenschrank gefüllt war, faßte Mädeli den Entschluß, an den Bernmärit zu gehen. Obwohl es keinen Staat zu machen hatte, brauchte es doch länger als sonst, um sich anzuziehen; auch jagte es vorher die Kinder aus der Stube; dann erst zog es aus dem Tröglein Joggelis Vermächtnis heraus und barg den Stahl, der in einer Scheide steckte, in der Kitteltasche; den herausragenden Griff verdeckte eine derbe, steif gestärkte Schürze.

Friedlichen Gemütes, wenn auch also kriegerisch ausgerüstet, ging die Frau ihre Straße. Am Ausgang des Tälchens, auf der Bahhöhe, begegnete ihr eine Streifwache der hohen Polizei. Die Landjäger hatten den Auftrag, verdächtige Personen anzuhalten und vornehmlich auf verborgene Waffen zu fahnden. Natürlich fiel es ihnen nicht ein, Mädeli zu behelligen. Wäre ihnen das Geheimnis unter der Schürze verraten worden, so hätten sie jedenfalls irgend etwas von einem staatsgefährlichen Anschlag gewittert.

Auf dem Markte zeigte es sich, daß sämtliche Hühner des Landes in letzter Zeit legefrendig geworden seien; darum waren die Eier wohlfeil, und Mädeli löste nicht so viel, als es gerechnet hatte. Dennoch blieb es froh gestimmt, da es heute noch auf eine andere Karte setzte.

Es wandelte durch die Lauben sonnenfette hinauf und schattenhalb herab, musterte die Tische unter den Bogen und guckte durch die niedern Fensterlein der Werkstätte und Kramläden. Endlich entdeckte es in einem düstern Gewölbe verstaubte Gewehrläufe und Säbel mit Messinggriffen, aber auch Reuthauen, Breitärte und ähnliche Friedenswerkzeuge.

Hier trat es ein und zog den Dolch unter der Schürze hervor. Flink wie ein Wiesel schlüpfte der Verkäufer, ein zwerghaftes Männlein, hinter den hohen Ladentisch und kreischte ängstlich, aber in herrischem Tone: „Frau, was wollt Ihr — wie kommt Ihr zu dem Ding da?“

Dem Fremden das Geheimnis der ersten Liebesgeschichte zu verraten, widerstand Mädelis Empfinden, und glaubhaft klang ja die Auskunft: „Ich habe es von einem Better geerbt, der in fremden Diensten gewesen ist.“

Der Händler wagte sich jetzt wieder aus seinem Bollwerk hervor, er nahm die Waffe in die Hand, hauchte den

Stahl an und hielt die Klinge gegen das Licht; dann warf er das Stück auf die Wage und erklärte nach einem verächtlichen Pfifflein: „Leicht ist's wie Papier, nicht viel wert. Was soll ich sagen?... Zwei, meinetwegen noch einen halben...“

In diesem Augenblick knarrte die Ladentür, und ein ferzengerader, stattlicher Herr in der Tracht der Vornehmen trat ein. Er schien hier heimisch zu sein und namentlich die Ede mit den Waffen genau zu kennen. Blitzschnell machte er mit lebhaften Augen die Runde; dabei fiel sein Blick auf die Wagschale: „Was habt Ihr da, Meister Dürig? Ach — das ist hübsch zifeliert... paßt mir in meine Sammlung... Was soll es kosten?“

„Der Handel ist noch gar nicht perfekt, Herr Oberamtmann; das Döhllein gehört der Frau da...“

Ganz betroffen und mit einem eigentümlich scharfen Richterblick schaute der Patrizier Mädeli an und fragte gleich, wie vorhin der Verkäufer: „Wie kommt Ihr zu dem Ding da?“

Der guten Guggisbergerin stak die Ehrfurcht vor einem Oberamtmann so tief im Blute, daß sie ihre Lüge nicht zu wiederholen wagte, sondern errötend und mit niedergeschlagenen Augen eine rückhaltlose Beichte ablegte: Wie der Joggeli sie gern gehabt, wie er in der Fremde verdorben sei, wie der Dolch ein letztes Andenken bedeute, wie sie jetzt den Kari habe und ein Küppeli gottlob gesunder Kinder und ein verschuldetes Berggütlein.

Als die Erzählung beendet war, wollte Dürig behutsam das Wasser auf seine Mühle reifen und machte den Vorschlag: „Ich will sehen, ob ich mit der Frau handeln kann; sie soll bekommen, was recht ist. Vielleicht geruht der Herr Oberamtmann morgen wieder...“

Dieser aber kannte das Fuchslein hinter dem Ladentisch und rief lebhaft: „Das sind Flaufen... jetzt wird fertig gemacht.“

Der Händler mußte sich fügen und der ans Urteilen und Schlichten gewöhnte Herr sorgte dafür, daß jeder der drei Parteien zu ihrem Rechte kam. Der Dolch war nicht von außerordentlichem Werte, darum hielt sich das Kaufsümmlein in bescheidenen Grenzen.

Nun versorgte der Oberamtmann die Waffe in einer Tasche. „Ihr werdet froh sein“, so meinte er lachend zu Mädeli, „daß Ihr das Mordwerkzeug los seid.“

„O ja, wäger ja, wenn sich nur niemand mehr damit versündigen muß!“

„Da braucht Ihr nicht Kummer zu haben... Der Dolch hat ausgedient und wird künftig friedlich an einer Wand hängen und niemandem mehr ein Leides tun...; aber Frauele, kauft jetzt auch was Rechtes dafür, daß Ihr nicht etwa heute Abend noch Händel bekommt mit Euerm Mann!“

Diese Mahnung war überflüssig, denn Mädeli hatte über die Verwendung längst verfügt. Hastig, denn es wollte auch den zweiten Handel noch in Gegenwart des Zutrauen erweckenden Schiedsrichters machen, wandte sich Mädeli an Dürig: „Kari sollte eine neue Sense haben... vielleicht könnten wir einen Tausch machen.“

Bei dieser Gelegenheit trat zutage, daß der Oberamtmann auch in landwirtschaftlichen Dingen bewandert war;

er prüfte die vorgelegten Blätter und gab sich nicht zufrieden, bis der Händler mit der besten Ware aufwartete. Schließlich erhielt die Käuferin noch einige Baken heraus.

Sie steckte das Geldlein vergnügt ein und blickte dankbar auf ihren Anwalt, den das Erlebnis nicht mehr bloß zu belustigen, sondern ernster zu beschäftigen schien. Davon zeugten seine Schlußworte:

„Ja, Meister Dürig, Ihr habt manche Waffe geschmiedet und seid als Büchsenmacher berühmt; jetzt haben wir's zusammen erlebt, daß aus einem Spieß eine Sichel geworden ist.“ —

„Eine Sense“, warf der Händler unterwürdig und doch etwas schnippisch ein.

„Sichel oder Sense! Das tut nichts zur Sache. Ich weiß wohl, warum ich Spieß und Sichel sage. Wenn Ihr's nicht wißt, Dürig, so fragt einmal einen Predikanten... Nun, Frau, ich hoffe, daß Euer Mann die Sense in Gesundheit brauchen kann und daß Euch das Erbteil des Soldaten Segen bringe.“

„Will's Gott“, sprach Mädeli, und wischte die Tränen der Rührung ab, die aus den ehrlichen blauen Augen zu perlen begannen. (Ende.)

Sonnige Raft.

Drei Stunden sind die beiden Bergler gestiegen; dann setzen sie sich, lösen den Rucksack, lüften den Hut, wischen den Schweiß ab, schauen empor... Warme Sonne. Klarblau. Ueber dem Berg ist der Himmel gespreizt, Schäfchen. Ein Lüftchen kühlt die Glut der Wangen; an sattem, zwischen hingeworfenen Blöden hervorsprühendem Grün weidet sich das Auge. Da blendet ein — ein Stein; der „wildere“ erhebt sich und holt ihn vom Rasenband. „Ein Strahl!“ Durchsichtig wie Glas ist der Kristall, in ausgeprägten Formen. Sorgsam birgt ihn die Tasche. In Gedanken malt sich sein Besitzer das sonnige Antlitz seines Kleinen, für den er bestimmt ist. Des andern Augen durchschweifen das Felsental, bis auch sie ihr seltsam Kleinod erspähen: „Sind das — du! St! Du, schau her, das sind doch Murn...“ Ja Murneltiere und fliehen nicht. Zwei liegen sorgenlos im Sonnenschein, ein drittes steht und glockt und horcht. Kein Pfiff. Vier Meter weg. Dann tuschelt es den andern zu; die erheben sich langsam, erstaunt, begucken mit kindlicher Neugierde, als hätten sie dergleichen nie gesehn, die beiden Kraxler. Die lärmten ihnen zu. Zwei stumpfschnauzige Belze watscheln vom Fels und grasen, putzeln und kugeln einander nach bis die Menschlein laut aufklappen und mit Krumen nach ihnen werfen.“ „So zahm, daß keines flüchtet?“ „Nur jung und dumm.“ „Vielleicht, vielleicht auch nicht. Sie kennen keine Angst, das wäre etwas für uns.“

Langsam weiter bergan geht's, an Leib und Geist erfrischt, der Strahlegg zu, versunken in Gedanken an die sonnige Jugendzeit, in der das lähmende Gespenst der Gefahr dem Bewußtsein noch fremd war. Morgen das Finsteraarshorn, dann wieder „in die Strahlen“. — Die Rager aber halgten sich, legten und streckten sich abermals und boten sich den andern Strahlen....

Gottfried Reist.

Die Bauern-Bisitenstube.

An der Kantonalen Gewerbe-Ausstellung 1924 in Burgdorf zeigt die Bernische Vereinigung für Heimatschutz, neben gerahmten reizvollen Lichtbildern von Albert Stumpf in